

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919.

Nr. 10.

Nächtliche Bekanntschaft.

Von Ludwig Weber, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Wenn der Mensch älter wird, hat er gerne jemanden um sich; einen Neffen, eine Nichte, eine Tante oder aber auch einen Hund, eine Katze, einen Papagei. Irgend eine Kreatur muß es sein, mit der er seine Gedanken austauschen kann, die seine Gefühle teilt, die dieselbe Luft mit ihm atmet, die die Stille belebt. Ich selbst hielt mich lange für einen jener Glücklichen, die mit sich allein auskommen, aber nun erwachte der Gesellschaftstrieb, das Verlangen nach einem zweiten Wesen auch in mir. Und da mir der große Wurf noch nicht gelungen ist, eines Weibes Mann zu sein, so überlegte ich mir, welcher Art jene zweite Kreatur sein könne, der es fortan obliegen solle, meine Stille zu beleben.

Mit den Frauen ist das so eine Sache. Sie sind ja entzückende Geschöpfe, besonders wenn sie jung sind. Aber auch dann plagen sie einen gerne mit ihren Kaunen. Eine Nichte habe ich nicht und mein Neffe taugt nichts. Meine Blicke schweiften also nach dem Tierreiche. — Ein Papagei? Nee! Ich habe ein feines musikalisches Ohr und die Stimmen der Papageien sind mir ein Grauel! Wie aber wär's mit einer Katze? Die Katzen sind lieblich und schmiegsam. Selbst dann noch, wenn sie einem die Hände zerkratzen. Ihr Schnurren, wenn man ihnen das zarte Fell streicht, hat etwas Beruhigendes, und es gibt nicht allzuviel Dinge, die schöner sind als so ein schwarzgrau getigelter, kugelfunder, dicker Katzenkopf. — Indes, ich habe auch eine feine Nase, und die Katzen sind nun einmal nicht immer stubenrein. Da bliebe also nur noch der Hund. — Ja, so ein Hund, welcher Rasse er auch sein möge, so ein Hund ist das, was der Mensch braucht. Wurde er uns nicht schon in der Schule als das Sinnbild der Treue vorgestellt? Was kann so ein Hund nicht alles und wie klug ist so ein Tier! Vor meinem Bett auf dem Teppich wird er liegen; er wird wachen, während ich schlafe, in Treue und Hingebung wird er meine Träume hüten. Des Morgens weckt er mich, dann bringt er mir die Pantoffeln und dann erst denkt er an sich selbst und die andern Hunde und will hinunter gelassen werden. Wenn ich dann bei der Arbeit sitze und es Essenszeit wird, dann legt er liebend eine Pfote auf mein Knie. Er gemahnt mich dadurch einer Pflote, die ich meinem Körper schuldig bin und verhindert es, daß ich mich überarbeite. Kurz, so ein Köter ist ein reizendes Tier, so ein Köter ist der einzig ideale Lebensgenosse.

Und besonders mein Köter. Der würde mich natürlich auch nicht jede Nacht wach bellen, der würde mir nicht die Pantoffeln aufessen und auch nicht harmlosen Passanten die Hosen zerreißen. Das wollte ich ihm schon beibringen. Balgereien auf der Straße gäbe es selbst-

verständlich auch nicht. Ich weiß nicht, was ich mehr hasse als öffentliche Hundebalgereien. Und überhaupt die Straßenköter, die einfach gewerbsmäßig jeden besseren Hund anrempeln, die sollten sich's nur nicht einfallen lassen. Meinem Köter tut keiner was, dafür stehe ich. Eher würde ich selbst in den Kampf eingreifen. Ich würde eingreifen, selbst wenn der andere Köter auch einen Herrn hätte, der ihm beistünde. Und wenn's einen Straßenauflauf gäbe, — in Gottes Namen! Ich würde ganz gewiß nicht ruhen, ehe der fremde Köter und sein Herr vom Schuhmann festgenommen wären.

Ich war unwillkürlich etwas rascher gegangen und mir war heiß geworden. Ich merkte, meine Psyche hatte sich auf das Temperament einer Hundeseele eingestellt. Indes war diesmal noch alles gut gegangen, denn der so energisch verteidigte Köter war ja noch gar nicht vorhanden.

Nach wenigen Schritten begegnete mir mein Freund Alfred. Bei ihm konnte ich auf Verständnis für meine Empfindungen hoffen und ihm wollte ich von meinem Verlangen nach einem zweiten Wesen sprechen. Alfred war indes überraschend kalt und gefühllos und meinte kurz: „Du weißt ja, daß ich da eigentlich nicht die zuständige Instanz bin. Ich habe noch nie die Freuden durchgekostet, deren man an der Seite eines Köters teilhaftig werden kann, und ich werde wohl auch nicht mehr in diese vielleicht glückliche Lage kommen, da ich mich, wie du ja ebenfalls weißt, an eine entfernte Verwandte angeschlossen habe, der ich selbst alles bin und deren aufopfernde Hingebung und edle Seelenfreundschaft mir alles andere zu ersetzen geeignet sind.“

„Na ja, du weißt eben wieder einmal nichts“, antwortete ich ärgerlich, um seinem langen Satz ein Ende zu machen.

„Immerhin —“

„Jawohl, du hast ganz recht, ich werde mir einen Köter anschaffen“, unterbrach ich ihn, denn wenn Alfred erst einen Satz mit „immerhin“ anfangt, da wurde es stets ganz schlimm. Er hatte nämlich früher einmal Philosophie gehört und hielt sich für einen Denkvirtuosen.

Unterdessen waren wir bei dem Orte angekommen, wo sich unsere näher gelegenen Wünsche erfüllen sollten. Wir setzten uns und aßen Krebs. Und da der Krebs ein so ganz anderes Tier ist als der Hund, so geschah es denn, daß ich meinen Köter zunächst vergaß.

Das Schicksal wollte es jedoch anders. Als ich eine Stunde später in der schönen warmen Sommernacht nach Hause schlenderte, sah ich mich plötzlich von einem Pudel umkreist. Jeder andere wäre sich da auch wie weiland Doktor Faust vorgekommen. Erst als der Pudel näher kam, merkte ich, daß es gar kein Pudel war, sondern

ein richtiger Hühnerhund. Kurzhaarig also — um so besser. Und nun stand er auch schon vor mir, freundlichen Gesichtes und mit dem Schweife wedelnd. „Ja, was machst denn du noch so spät auf der Straße“, redete ich ihn an; ein freundlicher Blick und ein verbindliches Wedeln waren die Antwort. „Und allein“, fuhr ich fort und sein liebenswürdiges Gebaren erfuhr eine Steigerung. Und als ich dann noch hinzusetzte „und ohne Maulkorb“, da machte sich sein Entzücken in einigen kurzen Jubeltönen Luft. Dabei verneigte er sich so tief vor mir, daß das Vordertheil seines Körpers von dessen anderem Ende um einen Schuh etwa überragt wurde. „Na, dann komm“, sagte ich, und da jagte er auch schon in vergnügten Sätzen voraus. Intelligent war das Tier, das sah ich sogleich, und das bestätigte sich dann auch in dem eingehenden Interesse, das er jeder Straßenecke, jedem Laternenpfahl entgegenbrachte. Die Gegend, in die ich ihn führte, war ihm offenbar noch unbekannt und er hatte sehr viel zu tun. So gelangten wir zu meiner Wohnung. Er hielt es für noch selbstverständlicher als ich, daß wir zusammenblieben, und als ich den ersten Fuß auf die Türschwelle setzte, da war er mir bereits um eine halbe Treppe voraus und sah sich um, ob ich auch nachkäme. Das Tier mag mich leiden, sagte ich mir. Mein Geruch mag ihm sympathisch sein. Der künftige Lebensgenosse schien gefunden.

Mit derart angenehmen Gedanken betrat ich mein Zimmer. Frixe, so nannte ich ihn, war mir abermals voran, und noch ehe ich Licht machen konnte, hatte er das Schlafzimmer und das Bett gefunden, als ob er bereits seit Jahren mein Köter wäre. Da lag er nun: quer über dem Bett. Die unteren Gelenke seiner Vorderläufe hingen über die Bettstelle herab, wieder sah er vergnügt mich an und schlug mit dem Schweife auf das Bett ein, als ob es gälte, in dieser Nacht noch die Matratze auszuklopfen. Daß er so ungeniert von meinem Bett Besitz genommen hatte, ging mir zunächst etwas nahe, denn er sollte ja vor dem Bette liegen. Dann aber glaubte ich daraus erkennen zu müssen, daß er eben aus gutem Hause stamme und war es zufrieden. Unterdeß hatte ich mich entkleidet. Und da ich nun selbst gerne in mein Bett gestiegen wäre, wäre es nötig gewesen, daß Frixe es geräumt hätte. Frixe war indes anderer Ansicht. Ohne Zweifel trug sein Herr andere Unterkleider als ich, denn erst während der Entkleidungsszene konnte es ihm klar geworden sein, daß ich sein Herr nicht sei. Mein Bett dagegen hielt er offenbar für das Bett seines Herrn und er hielt sich für verpflichtet, jeden Eindringling von dieser Stätte fern zu halten. Jedenfalls erscholl ein recht unfreundliches Knurren, als ich mich meinem Bette näherte, mit der wohl erkennbaren Absicht, mich hinein zu legen.

Was tun? Frixe schien zänkisch veranlagt, und wenig erfreulich war mir die Entdeckung dieser Eigenschaft an dem sonst so vortrefflichen Tiere. Ich war zwei Schritte zurückgetreten und redete ihm zu. Als ich ihn beruhigt glaubte, trat ich abermals auf mein Bett zu und abermals erhob Frixe sein Knurren. Aber diesmal bestellte er auch, stellte sich auf und zeigte die Zähne. — Die Situation wird ernst. Ich trete wieder zurück und überlege, was zu tun sei. Frixe setzt sich und kratzt sich an der linken Schulter. Gleich darauf sitzt ein Floh auf

dem frischen weißen Bettüberzug. Ich will den sechsbeinigen Räuber erschlagen, aber auch das nimmt Frixe übel. Er hält das offenbar für eine unpassende Unzughlichkeit und fährt mit lautem Gefläß auf mich los. Unzughlichkeiten verbittet er sich also auch. Hm! — Unterdeß ist der Floh davon gehüpft und nur Frixe sitzt noch da und klafft mich an. Ich will grob werden, doch nein, mit Güte soll es zuvor noch einmal versucht sein. Ich werfe ihm Zucker aufs Bett. Frixe frisst den Zucker, ist im übrigen aber keineswegs geneigt, auch nur ein kleines Teilchen seiner angemachten Rechte aufzugeben. Da reißt mir die Geduld. Ich befehle ihm, das Bett zu räumen. Er leckt das Maul und reagiert auf nichts. Ich befehle ihm nachdrücklich, das Bett zu räumen, und er klafft mich an. Vier energische Schritte bringen mich nach der Ecke, in der mein Stuhl steht. Ich erfasse ihn, und Frixe geht zum Angriff über. Mit einem mörderischen Gefläß steht er mir gegenüber, giftig und drohend wie der Wappenhund des Simplizissimus. Da geht die Türe auf und herein tritt meine alte Wirtin. In Nachtjacke und Unterrock. Ich dachte, sie wollte mich zur Ruhe mahnen, aber nein, sie wollte mir „helfen“, die gute Seele. Sie sah ganz gewiß nicht verführerisch aus, aber auf Frixen wirkte sie geradezu wie eine Geistesstärkung. Wut und Schrecken klangen aus seinem Gefläß, und ich mußte meine Helferin wieder hinauschieben, denn ihre heile Haut war gefährdet. Inzwischen waren die Mitbewohner des Hauses munter geworden. Aber mir klopfte man auf den Fußboden und unter mir stieß man an die Decke. Jenseits der Türe aber stand meine Wirtin und frug, ob sie einen Schutzmann rufen solle. „Um Gottes willen, nein!“ Denn es bedeutet einen Teil meiner Lebensauffassung, daß man einen Beamten nicht mit dienstlichen Angelegenheiten belästigen soll, und daß man sich nie der lebenswürdigen Künste eines Schutzmanns bedienen soll, wenn man eine Angelegenheit zu einem befriedigenden Ende geführt wissen will. Auch Frixe war bei diesen Erwägungen ruhiger geworden, aber das Bett räumte er trotzdem nicht. Ich aber — was tut man nicht seinen Mitmenschen zuliebe — ich schloß die Türe, die Schlafzimmer und Wohnzimmer trennten. Frixe hatte gesiegt. Er behauptete das Bett, während ich auf der Chaiselongue schlief. Die Hausgenossen über und unter mir hatten sich beruhigt, aber Ruhe war trotzdem nicht geworden. Frixe schnarchte nämlich und er schnarchte durch bis früh um sieben.

Dann aber siegte menschliche Intelligenz über tierische Brutalität. Meine Wirtin hat einen Sohn, der so schön bellen kann, und der stellte sich um halb acht auf die Treppe und bellte. Zuvor wurden alle Türen geöffnet und nun eilte Frixe den lockenden Tönen nach. Ich freute mich, als ich vom Fenster aus ihn im Rechtsgalopp die Straße entlang streichen sah, und ich mußte herzlich lachen, als er an der nächsten Straßenecke mit einem anderen Köter eine Balgerei provozierte. Zu mir ist er nicht mehr zurückgekehrt.

Ein Missethat war für mich behoben, aber der andere tat sich wieder auf. Die Frage, ob Nichte oder Papagei, wurde wieder akut, und das Rätsel von der Belebung der Stille harret nach wie vor der Lösung.

Die Fußbekleidung in der „guten alten Zeit“.

Kulturgeschichtliche Studie von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Goethe gedenkt in „Dichtung und Wahrheit“ dreimal — bei der Schilderung seiner in Frankfurt verlebten Kindheit und der Leipziger und Straßburger Studentenjahre — verschiedener Männer, die „in Schuhen

und Strümpfen“ gingen. — Wir, wenn wir dies lesen, verwundern uns, daß er das dreimal so besonders hervorhebt. Denn wir können es uns heutzutage gar nicht anders vorstellen, als daß jeder „Strümpfe und Schuhe“

anhat, der überhaupt mitzählen will; es ist einfach selbstverständlich! Und Goethe bemerkt ja auch jedesmal ausdrücklich, daß die betreffenden Männer auf ihren „äußeren Menschen“ hielten. Und zuguterletzte legte er in Straßburg die auffällige Tracht selber an; es waren Schnallenschuhe und lange weiße Wadenstrümpfe, wie wir sie seitdem an allen Zeitgenossen Goethes und — Mozarts kennen. Hundert Jahre später war man aber wieder genau so weit. Denn ich weiß vom Hörensagen, daß damals mein eigener Großvater, ein kleiner sächsischer Landpfarrer, jedesmal, wenn er einen seiner vielen Söhne — einen nach dem andern — der Meißener Fürstenschule zuführte, in seinen altväterischen Kniehosen das allergrößte Aufsehen erregte.

Freilich, Schuhe und Schuhe ist zweierlei; Schuhwerk ist ein vielgestaltiger, umfassender Begriff. Wir ziehen feste Stiefeln an, wenn wir reiten oder marschieren, „Schuhe“, wenn wir spazieren, und zu Hause tragen wir Pantoffeln oder Babuschen. Eine alte Sage aus „Pantoffel-Großhau“ bei Leipzig erklärt uns diese seltsam klingenden Namen so: ein dortiger Schuster, zur Zeit der Kreuzzüge, der in türkische Gefangenschaft geriet, soll bei den Muselmanen das Saffianledermachen erlernt und dann das erste Paar Pantoffeln nach Deutschland mitgebracht haben, die er — das war nicht schön von ihm! — der Odaliske Babusa stahl. Also: nicht nur die derben, klappernden Holzpantoffeln und die leichten, zierlichen Lederpantöffelchen, sondern auch die dicken, molligen Babuschen stammen aus der Türkei. Aber auch sonst werden Filzschuhe schon zeitig im Mittelalter erwähnt.

Das Märchen vom Aschenbrödel weiß sogar von gläsernen Pantoffeln und die Sage von König Rother von goldenen und silbernen Schuhen zu erzählen, die er seiner Herzallerliebsten schmieden ließ. Das sind Dichtungen einer Zeit üppiger Kultur, die in die Vergangenheit zurückverlegte und mit bunten Farben ausmalte, was man gern besitzen wollte und vielleicht auch schon besaß. Die „Geschmäcker“ an farbigem Schuhwerk tauchten jedoch wieder und wieder auf. Im Jahre 1623 erregte der Obrist v. Werzevitz, der als kaiserlicher Abgesandter nach Dresden kam, um den Kurfürsten zum persönlichen Besuche des Kurfürstentages in Regensburg zu bewegen, allgemeines Mißfallen bei Hofe — man hatte gerade Hoftrauer —, als er rot gekleidet und in roten Stiefeln zur Audienz erschien. Einige Jahrzehnte später (1658) besuchte Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen den Wahltag zu Frankfurt selber im damals modischen roten Kurhabit mit roten Schuhen und Strümpfen.

Wir sehen also auch die Fußbekleidung den mannigfachen Wandlungen unterworfen. Nicht nur die Farbe des Schuhwerks, auch seine Form wurde durch die ganze übrige Kleidung mitbestimmt. Während des 14. Jahrhunderts, in dem es anscheinend den Leuten besonders gut ging, gefiel man sich in einer ungeheuren Stoffverschwendung. So trug man denn auch damals ungeheuer lange Schnabelschuhe. Das rief allenthalben die Obrigkeit auf den Plan. Im Jahre 1353 verordnete der Zittauer Rat, „kein Bürger solle spitziige Schuhe tragen oder gewärtig sein, daß man ihm die Spitzen abhaue“; außerdem sollten die Kleider so lang sein, daß man von den Schuhen überhaupt nichts sähe. Ob der Befehl etwas genützt hat? Im Jahre 1370 wendete sich der Rat von Straßburg gegen die riesigen Schnabelschuhe und befahl den dortigen Schuhmachern bei einer Strafe von 30 Schillingen, keine Schuhe anzufertigen, deren Schnäbel die Länge eines Fingers — ein sehr unbestimmtes Maß — überschritten. Rund 100 Jahre später (1460) erließ der Dresdener Rat eine neue Kleiderordnung, in der es heißt: „Und mögen die Weiber und ihre Töchter Schuhe mit sammetenen Kapplein, doch ohne goldene und silberne Schnüre belegt, tragen und die Mannspersonen Schuhe mit Sammet verwülstet oder verkörpert nicht führen.“

Doch das alles waren Schuhe einer verhältnismäßig späten, ausschweifenden Zeit. Wie aber war es in der „guten alten Zeit“ damit bestellt, die auch damals schon weit zurücklag? Denn die „gute alte Zeit“ wird in allen Zeitaltern mit Stolz und Ehre, Kummer und Weid erwähnt; sie liegt immer schon weit zurück und kehrt niemals wieder. Zu allererst also, als das Schuhmacherhandwerk selber sozusagen noch in den Kinderschuhen steckte, schusterte ein jeder für sich selbst. Das bezeugt folgende uralte Bestimmung, die sich in unsern Volksrechten findet: „Wenn einer ein Kind annehmen will, soll der Vater ein Mahl anrichten, einen 3-jährigen Ochsen schlachten, dessen rechtem Bein die Haut bis zum Gelenke ablösen und einen Schuh daraus machen. Diesen Schuh zieht er dann zuerst an, nach ihm der adoptierte Sohn, hierauf die Erben und die Freunde.“ Wir sehen also hier gleich eine ganze Familie in einen Schuh steigen. Oft bildete das Schuhwerk auch einen Teil des Gehalts. So wurde im Jahre 1535 das vormalige Kloster Grünhain im Erzgebirge in ein kurfürstliches Amt verwandelt und Georg v. Trübschler vom Falkenstein zum Oberamtmann bestellt; sein Gehalt bestand aus 40 Mfl. nebst zwei Kleidern und einem Paar Stiefeln.

Wieviel war wohl ein Paar Stiefel in der „guten alten Zeit“ eigentlich wert? Darüber gibt erfreulicherweise ein über 300 Jahre alter Dresdener Aktenband äußerst genaue Auskunft. Im Winter 1578 auf 79 beschwerten sich die Hofleute beim Kurfürsten August, daß „mit einem Male“ ein Paar Reitstiefel, „lang wie der Schenkel“, die bisher um 26 bis 27 Groschen zu haben waren, 2 Gulden, ja sogar 2 Mark kosten sollten. „Vater August“ forderte daraufhin den Dresdener Rat auf, diesen Preissteigerungen durch eine Handwerkerkarte ein Ziel zu setzen. Der Rat aber, in dem auch Handwerker, vielleicht sogar Schuhmacher saßen, überlegte sich die Sache genau und verfiel dann auf einen sehr zweckmäßigen Ausweg. Die Schuster-Innung sollte eine Probe machen. Das geschah dann so: Die beiden „zu Hofe geschorenen Schuster“ kauften am 10. Januar 1579 mit dem Ältesten des Handwerks eine Rindschale und zwei Kuhleder, die von zwei vereidigten Kohgerbern abgeschätzt und insgesamt mit 6 Gulden 23 Groschen bezahlt wurden. Auf gleiche Weise wurden noch Schaf- und Kalbsfell, Pech, Hanf, Zwirn und sonstige Zutaten gekauft und genau berechnet. Am 15. Januar wurden dann die zugerichteten Häute in der Werkstatt des Ältesten des Schuhmacherhandwerks von den beiden vereidigten Meistern in Gegenwart von zwei Ratsmitgliedern und fünf Innungsmeistern besichtigt und 26 Paar Schuhe daraus geschnitten: 15 Paar Männerschuhe, 8 Paar Frauenschuhe, 2 Paar Knabenschuhe und 1 Paar Mädchenschuhe. Fünf „Schuhknechte“ (Gesellen) stellten an einem Tage diese 26 Paar Schuhe fertig. Als Lohn dafür erhielten sie zusammen („ohne Fließleder“) 3 Groschen 4 Pfennige, und zur Morgen- und Mittagmahlzeit der 2 Meister und 8 Gesellen wurden 1 Gulden, 3 Groschen, 5 Pfennige ausgelegt. Die Gesamtausgabe des Rates betrug sonach 10 Gulden 8 Groschen, oder für jedes Paar Schuhe 6 Groschen 9 Pfennige. Als alles fertig war, ließ dann der Rat die vereinigten Innungsmeister und Ältesten des Handwerks „unter Erinnerung an ihren Eid“ die Schuhe nochmals schätzen! Sie bewerteten die 26 Paar Schuhe mit 7 Gulden, 14 Groschen, 3 Pfennigen. Diesen Betrag von dem für Material und Herstellungskosten (10 Gulden 8 Groschen) abgezogen, ergab eine Mehrausgabe von 3 Gulden, 14 Groschen, 9 Pfennigen; die Klagen der Hofleute über Uebervorteilung durch die Schuhmacher waren damit als unbegründet widerlegt.

Hat man denn nun auch schon immer Strümpfe getragen? Schuhe und Strümpfe, wie wir das heutzutage so gewohnt sind, daß wir beides gewissermaßen in einem Atem nennen?! Natürlich waren die Schuhe viel eher da, denn es ist in hohem Grade unwirtschaftlich, „in bloßen Strümpfen“ zu gehen. Wie es scheint, kamen denn auch

die Strümpfe erst im 16. Jahrhundert auf. Bis dahin trugen die Männer Beinkleider, die vom Fuß bis zu den Hüften aus einem Stück gefertigt waren. Allgemach wurde ihnen das beim An- und Ausziehen lästig, und nun entschloß man sich zu einer kühnen Trennung unter dem Knie. So entstand der Strumpf, und bald trugen ihn auch die Frauen. Zu allererst natürlich auch wieder nur die Vornehmen. Im Jahre 1731, als man zu Frankfurt a. M. einen neuen Galgen errichtete, gab der Rat den Erwachsenen ein Faß Wein zum Vertrinken und der Jugend einen Hut und ein Paar Strümpfe zum Vertanzen, ein Beweis dafür, daß Strümpfe damals für das gemeine Volk immer noch „eine feine Sache“ waren. Dem steht jedoch eine alte Schleswiger Sage entgegen, wonach eine Hege mit ihrem Strumpfband einen großen Stein von der Insel Äffen nach Hattlund hinüber schleuderte,

um die Querner Kirche zu zerschmettern. Wenn die Hege ein Strumpfband hatte, hatte sie doch wohl auch schon Strümpfe!

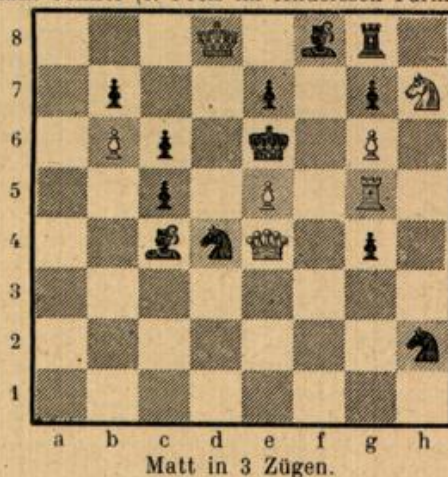
Wie der Glückschuh, spielt auch der Glücksstrumpf im Aberglauben eine große Rolle. Mädchen, die gern tanzen wollen, dürfen nie wieder in denselben Strümpfen tanzen. Vor allem aber hat sich ein ausgebreiteter Kult des Strumpfbandes entwickelt. So band früher, nach der Hochzeitsfeier, der Vater des jungen Ehemannes seiner „Schnurche“ (Schwiegertochter) eigenhändig die — manchmal sehr kostbaren — Strumpfbänder ab, und heute noch wird von den Brautjungfern, wenn die Neuvermählten ihren Kreis verlassen hat, darum getanzt. Jede will ein Stück davon haben. Denn wie die Glücksschuhe und die Glücksstrümpfe bringt auch das Strumpfband, das eine Glückliche getragen, andern Glück.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

51. Hans Johner (I. Preis im Anderssen-Turnier 1919).



Matt in 3 Zügen.

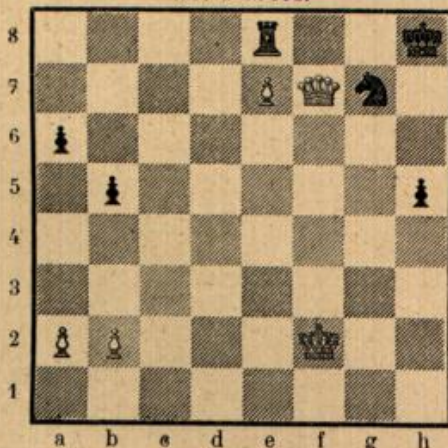
52. W. Gallitzky (I. Preis).

Weiß: Kg1, Dd6, Te4, Lc6, Sc4, Bg4, h4.

Schwarz: Kf3, Lc2, Sb1, e6, Bh5. (Matt in 2 Zügen.)

53. Partiestellung.

Dr. Perlis.



P. Johner.

Weiß zog Kf2—e3 und verlor jetzt; welches waren die nächsten Züge von Schwarz?

Partie Nr. 14.

Gespielt am 11. 9. 1913 in Wiesbaden.

Weiß: Dr. Hartlaub. — Schwarz: Fl.

1. e4, c5; 2. f4, e6; 3. d4, c5xd4; 4. Sf3, Sc6; 5. Ld3, Lc5; 6. a3, a6; 7. b4, La7; 8. 0—0, Sf6; 9. Sd2, Dc7?; 10. e5, Sd5; 11. Se4, Se3; 12. Lxe3, d4xe3; 13. Kh1, 0—0; 14. Sf6+, g7xf6; 15. Lxh7, Kxh7; 16. Sg5+, f6xg5; 17. Dh5+, Kg7; 18. Dg5+, Kh7; 19. Tf3 und Matt im nächsten Zuge. (Aus „Dr. Hartlaubs Glanzpartien“.)

Lösungen.

Nr. 43. 1. Tc2, b3xc2, 2. Ta5+; 1., c5, 2. Tc4; 1., c6; 2. Txc6. — Nr. 44. Dg1. — Nr. 45. Dg1. — Nr. 46. 1. Tb5, Kxb5; 2. b7, b1D; 3. b8D+. — Partiestellung Nr. 5. 1. Lh6 (Nun droht Matt oder Figurenverlust). — Richtige Lösungen gingen ein von den Herren: F. S., A. Dl., E. Körper, A. L., C. Gr., F. Temme, C. B., M. D. (Herrn H.: Ihre Lösungen sind leider nicht richtig.)

Rätselhafte Inschrift.



Wort-Rätsel.

Im Wort der Erde Schätze holt
Der Mensch ans Tageslicht,
Gar fein schmeckt es auch zum Kaffee,
Doch sah'n wir's lange nicht.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 9.

„Durch Kampf zum Sieg.“